

um mit ihm die Einzelheiten des Verlagsvertrages näher zu besprechen. Deutschland besitzt ungefähr 50 000 000 Bewohner, von denen der bei weitem größte Teil lesen kann und auch gern liest. Es ist also gar kein Zweifel, daß das Werk Absatz findet. „Natürlich ist es mein besonderer Wunsch, daß mein Erstlingswerk möglichst weit verbreitet wird, auch wenn ich dadurch etwas weniger verdiene. Also lassen Sie wohl mindestens 2000 Exemplare drucken und statten sie recht glänzend aus, aber dabei doch billig. Ich möchte auch dem weniger Bemittelten eine wirklich gute geistige Nahrung zugänglich machen.“ So ungefähr heißt den Autor sein gutes Herz reden.

Und der Verleger, immer natürlich der deutsche? Da sitzt dieser Mann, hat ein Blatt Papier vor sich und rechnet in der prosaischesten Weise von der Welt:

Es kosten 1000 Exemplare, sage und schreibe nur eintausend, à 20 Bogen:

An Papier für das Werk . . . . .  
 „ den Umschlag . . . . .  
 „ Satz, Druck und Korrektur . . . . .  
 „ Buchbinderarbeiten . . . . .  
 „ Inseraten und sonstigen speziellen Vertriebskosten . . . . .

je so und so viel Mark. Verluste, besonders Zinsverluste, allgemeine Geschäftskosten u. s. w., werden nicht gerechnet. Dafür gehen aber auch sofort nach Erscheinen weg: 50 Freiemplare für den Verfasser, 80 Rezensionsexemplare und dann im Laufe des Jahres, bei umfassender Versendung, hoffen wir: 300 bis 400 Exemplare durch Verkauf.

Das Honorar? Bei dieser Frage zuckt der Verleger nervös mit den Schultern — fast alle Buchhändler sind nervös, wahrscheinlich infolge ihres guten Lebens — „Bei einem Erstlingswerk schönwissenschaftlicher Litteratur kann ich unmöglich die Druckkosten allein tragen.“ Entrüstet geht der Schriftsteller fort, um noch bei einer Reihe von Verlegern die betrübende Erfahrung zu machen, daß ihnen die Nase fehlt, wofür sie freilich ein Uebermaß von Vorsicht, Profitwut und Herzlosigkeit besitzen. Aber endlich findet er einen jungen Verleger, der durch Aufnahme eines guten Werkes seinem Verlage einen Namen machen will. Dieser gewährt dem Verfasser ein Honorar von 150 Reichsmark, — einen Lohn also, der weit hinter dem zurückbleibt, den ein Maurer in derselben Zeit verdient, die der unglückliche Verfasser bis zur endgiltigen Fertigstellung seines Romanes gebraucht hat.

Das Manuskript wird der Druckerei übersandt, nachdem durch eine Reihe von Briefen die Wahl des Papiers und der Lettern getroffen ist. Die erste Korrektur kommt, an der glücklicherweise getrocknet nichts mehr, sondern nur falsch Gedrucktes verändert wird. Nichtsdestoweniger berechnet der Drucker die nötige Zeit zum Umändern des Satzes mit der liebevollsten Genauigkeit. Bald kommt die zweite Korrektur und endlich auch der mächtige Ballen, der das fertige Verlagswerk in sich birgt.

Unterdessen hat der Verleger die bedeutendsten Zeitungen ausgeschrieben, denen er ein Rezensionsexemplar zuschicken will, wobei es sich herausstellt, daß er anstatt der vorgesehenen achtzig Exemplare mindestens deren hundert braucht, bis er einen Brief von dem Verfasser erhält, der ihm auch noch zehn bis zwanzig Blätter angiebt, die unbedingt ein Exemplar erhalten müssen, und bis er dann später von so und so vielen Rezensenten und Redaktionen eine Aufforderung erhält, ihnen das Buch zur Besprechung einzusenden; eine Bitte, die er in den meisten Fällen erfüllt. Das eine Blatt bespricht nun das Werk so kurz, daß sich niemand ein Urteil danach bilden kann, ein anderes Blatt aber so ausführlich, daß viele das Buch jetzt gar nicht mehr lesen wollen, zumal es schon einer ziemlichen Verdauungskraft bedarf, um das täglich von den Zeitungen Dargebrachte zu verarbeiten. Ein Teil von diesen Rezensionsexemplaren wird nun gar noch an die Leihbibliotheken und Antiquare verkauft und damit werden dem Verleger wieder so und so viele Abnehmer entzogen. Ja, würde sich der Verleger nicht durch Beschneiden oder Abstempeln derartig verschenkter Exemplare schützen, so erhielte er sicher von so und so vielen Sortimentbuchhandlungen manches Rezensionsexemplar berechnet zurück.

Nun liest irgend ein Schriftsteller eine günstige Kritik des Romans. „Zwei Mark. Oh, viel Geld, dafür bekomme ich schon sieben echte Münchner. Ich will doch erst einmal an den Verfasser schreiben.“ Bald ist eine lebenswürdige Karte bei dem Autor und dieser ist bald bei dem Verleger, um „nur noch ein“ Freiemplare zu erhalten und gleich wegsenden zu lassen. Was thut nun der deutsche Verleger, wenigstens in vielen Fällen? — Er geht hin und belästigt dem Autor das weggesandte Buch mit dem Buchhändler-Nettopreis und womöglich auch noch mit dem Porto.

In nachdrücklicher Weise folgt die Ankündigung in den Organen der Buchhändler und in den Tageszeitungen so und so oft, womöglich mit Beifügung einiger Kritiken, wenn die betreffenden Redaktionen überhaupt ein Belegexemplar eingefandt haben, was in den wenigsten Fällen geschieht. Es gehören nämlich auch Zeitungsverleger zu der Klasse von Verlegern, sind also bar aller

edleren menschlichen Gefühle. Wunderbarerweise werden nun wirklich Hunderte von Exemplaren bestellt, und zwar — in Kommission. Das heißt mit anderen Worten: bei der Abrechnung im nächsten Jahre werden die meisten davon „zur Verfügung gestellt“, sie bleiben also auf dem Lager des Sortimenters und werden nicht bezahlt. Ein kleinerer Teil kommt zurück und ein noch viel kleinerer Teil wird bezahlt. Erscheint ein Buch z. B. im Januar, so kann es 14—16 Monate dauern, bis der Verleger Geld, wenigstens für einen Teil des Versandten erhält, denn die Anzahl der bar verlangten Exemplare ist gewöhnlich nicht groß, falls der Autor nicht gerade sehr beliebt ist, und auch diese Exemplare werden unter allen möglichen Entschuldigungsgründen noch zurückgesandt. Solche zurückgekommenen Bücher nennt man Krebse, und wenn ein Schriftsteller einmal in die Lagerräume von Verlagsbuchhandlungen kommt, dann kann er diese Krebse in unheimlich großer Menge aufgestapelt liegen sehen. Diese Krebse sind auch der Grund, der den Verleger dazu zwingt, den Absatz seines Verlages gerade im Jahre des Erscheinens zu suchen, denn bei neun Zehnteln aller belletristischen Neuigkeiten ist die Nachfrage nach Beendigung der verlegerischen Reklame vorüber. Ein Werk verdrängt eben das andere. Das neuere ist der Feind des neuen.

Den deutschen Dichtern und Schriftstellern ist es wirklich meistens schlecht gegangen und geht es auch heutzutage materiell recht schlecht. Diesen Vorwurf muß man tatsächlich erheben, aber nicht dem deutschen Verleger gegenüber, der selbst Mitleidender ist, sondern dem deutschen Volke gegenüber. Gewiß, der Deutsche liest ganz gern, aber gewöhnlich nur solche Bücher, die er geschenkt oder geliehen bekommt (?Red.). Da wäre ein Hebel zur Besserung einzuführen, und vielleicht beteiligt sich Frau Marholm an der kürzlich im Börsenblatt für den deutschen Buchhandel vorgeschlagenen Verbreitung von Schicksalsregeln wie die nachstehenden: „Es schickt sich nicht, seiner Tochter eine Ausstattung für fünfzigtausend Mark mitzugeben und den Bücherschrank dabei zu vergessen. Es schickt sich nicht, eine Papierschere zum Abschneiden von Kupons und kein Papiermesser zum Ausschneiden von Büchern zu haben.“

Es wird, nach allen Berichten, in Frankreich, England und Nordamerika mehr gelesen als in Deutschland, dem Lande der Denter\*). Ich glaube fast, dieses Beiwort gebührt den Deutschen nicht mehr, denn gerade ein denkender Leser, sollte man meinen, muß immer mehr, immer weiter lesen; er mag zu einer wie immer gearteten Weltanschauung kommen, er wird stets das Bedürfnis fühlen, die Gedanken anderer mit seinen eigenen zu vergleichen. Aber gerade der größte Teil aller Deutschen liest nur, um die Zeit totzuschlagen, oder weil er sonst gerade nichts Besseres zu thun hat (?Red.). Hoffen wir, daß das deutsche Volk wirklich lesen lernt, dann lernt es wohl auch begreifen, was es seinen Dichtern und Schriftstellern schuldig ist, und dann wird es beiden besser gehen, den armen Schriftstellern und uns nicht immer viel reicheren Verlegern.

Kiel.

Julius Eichenberg.

\*) Diese oft wiederholte und darum vielfach geglaubte Behauptung ist nach unserer Ansicht grundfalsch. Wir glauben im Gegenteil, daß nirgend so viel gelesen wird, wie gerade in Deutschland. Die Produktion im deutschen Druckgewerbe ist größer als irgendwo anders, der Buchhandel nirgend ausgebreiteter und entwickelter. Der natürliche Grund dieser Thatsachen liegt in der vorhandenen sehr bedeutenden Aufnahmefähigkeit des deutschen Volkes, die freilich der noch viel bedeutenderen schriftstellerischen Ueberproduktion nicht gewachsen ist. Red.

### Bermischtes.

Vom österreichischen Buchhandel. — Der Vorstand des Vereins der österreichisch-ungarischen Buchhändler erließ folgende Bekanntmachung:

„Das Verzeichnis der österreichischen konzessionierten Buch-, Kunst- und Musikalienhändler ist neuerdings in revidierter Ausgabe erschienen und sämtlichen Handlungen zugesandt worden. Veränderungen oder Berichtigungen wollen baldigt dem Vorstande angezeigt werden. Die p. t. Herren Verleger werden im Sinne des Hauptversammlungs-Beschlusses 1892 dringend ersucht, nur den in diesem Verzeichnisse enthaltenen Firmen mit vollem Buchhändler-Rabatt zu liefern; alle nicht angeführten Handlungen sind als Wiederverkäufer zu betrachten, welchen nur ein gekürzter Rabatt einzuräumen ist. Wien, im September 1894. Jul. Schellbach. Wilhelm Müller. C. Aug. Artaria.“

Zoll nach Amerika. — Der neue amerikanische Zolltarif ist am 13. August vom Repräsentantenhause in der ihm vom Senate gegebenen Fassung angenommen worden. Wir entnehmen dem-